

# Auf Kindergräbern

Autor(en): **Thurow, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 11

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635898>

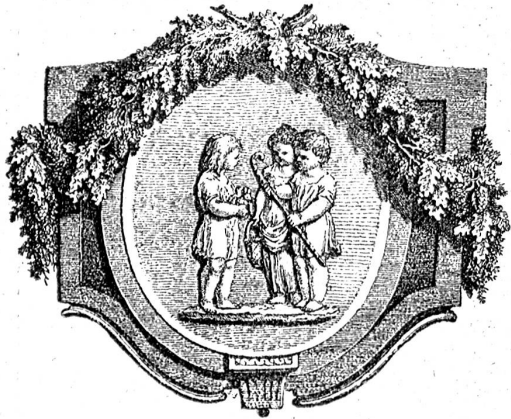
## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schreiben. Sie sind da, sie schmücken, sie machen Stimmung; sie können den Kenner, den Bibliophilen, in Entzücken ver-



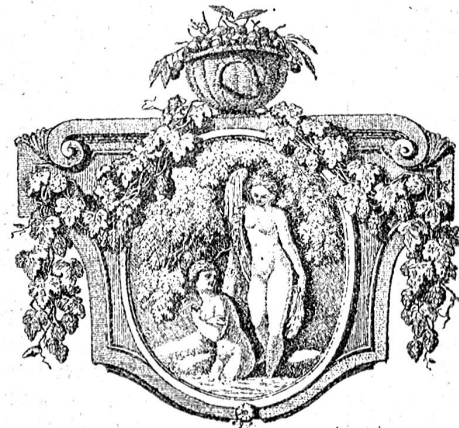
Salomon Gessner.

Vignette.

sehen. Die Vignetten sind Kinder des Rokoko; man kann sie mit gleicher Wirkung nicht so leicht in eine andere Stil-epoche verpflanzen.

Gessner hat sich auch als Porzellanmaler betätigt; er half 1763 die Schorener Fabrik gründen und war ihr bester Mitarbeiter. Gottfried Keller läßt ihn in besagter Novelle ein von ihm bemaltes Teegeschirr in geladener Gesellschaft einweisen. „Auf dem blendendweißen, mit Ornamenten durchwobenen Tischtuch aber standen die Kannen, Tassen, Teller und Schüsseln, bedeckt mit hundert Kleinern und größern Bildwerklein, von denen jedes eine Erfindung, ein Idyllion, ein Sinngedicht war, und der Reiz bestand darin, daß alle diese Dinge, Nymphen, Satyrer, Hirten, Kinder, Landschaften und Blumenwerk mit leichter und sicherer Hand hingeworfen waren und jedes an seinem rechten Platz erschien, nicht als die Arbeit eines Fabrikmalers, sondern als diejenige eines spielenden Künstlers.“ Wer sieht nicht das zierliche Porzellan wie wirklich vor Augen?

Wir müssen dem Delphin-Verlag in München unseren warmen Dank aussprechen dafür, daß er uns durch eines



Salomon Gessner.

Vignette

seiner kleinen Kunstbücher \*) den Zürcher Meister der Idylle wieder hat auferstehen lassen in unserer Erinnerung. Denn wahrlich, wir hatten ihn verloren; seine Idyllenbücher, die den kostbaren Vignetten Schmuck enthalten, sind Karikaturen, vergraben in staubigen Bibliotheken. Nun liegt er in einem zierlichen, mit zahlreichen Abbildungen geschmückten Büchlein vor uns; ein Text von Paul F. Schmidt führt uns zum Verständnis der reproduzierten Werke des Künstlers. Im Anhang ist eine seiner Idyllen in Prosa und sind von seinen Briefen an den Sohn während dessen Aufenthalt in Dresden und Rom (dieser widmete sich dort der Kunst) Proben wiedergegeben. Der Bücherfreund wird das trefflich ausgestattete Bändchen — der Verlag stellte uns freundlicherweise die Bildstöcke zu den hier gezeigten Illustrationsproben zur Verfügung — mit Freuden in seine Bibliothek aufnehmen.

H. B.

\*) Gessner, der Meister der Idylle. Ausgewählt und eingeleitet von P. F. Schmidt. Mit 34 Abbildungen. Delphin Verlag, München.

## Auf Kindergräbern.

Es wird Frühling und auch auf dieser weiten Stätte des Todes, dem Stadtfriedhof, auf dem mich heute mein Weg führte, zog es wie die Ahnung wiedererwachenden Lebens über die kahlen Gräfte. Wir hatten eine alte Frau bestattet; nun schänderte ich gedankenvoll zwischen den Gräberreihen umher, betrachtete hier ein stolzes Monument und buchstabierte dort an einer verwitterten Inschrift. Ein Autor hat kürzlich behauptet, daß auch unsere Friedhöfe sich modernisieren, daß die neue Aesthetik sich hier in einer Vereinfachung und Vereinerlichung des Geschmades bekunde. Mag sein, daß der Meißel des Bildhauers einige neue, gefällige Formen herausgebracht hat, daß der schillernde Goldzierat seltener wird. Den Lebenden, denen Schönheit ein Bedürfnis ist, kann es recht sein; und die Toten unten in ihrer engen Kluft wird dieser Wandel der Zeit nicht stören.

Da bin ich unmerklich an jene Seite des Friedhofs gelangt, wo die Kinder schlummern, die der unerbittliche Senjennann zu früh den Armen der Mutter entführte. Grab an Grab. Die Kleinen nahmen im Leben so wenig Platz ein — wie sind auch hier die Reihen gedrängt, die Hügelbeete so schmal! Wie wohltuend wirkt es, daß die Gräber nicht mit Marmor und Steinen überladen sind. Eine niedere, abgebrochene Säule, ein schlichtes, fast zierliches Kreuz oder der grüne Streifen einer Buchsbaumfassung sind der ansprechende und sinnige Schmuck, dem man zu meist begegnet.

Auf manchem Kreuzlein oder Stein lese ich die Inschriften. — „Hier ruht in Gott unser innigst geliebtes Kind“ —

dann der Name und die beiden Daten, die Anfang und Ende der kurzen Erdenwanderung bezeichnen. Einige wenige Kreuze sind ohne Inschrift; sie tragen nur eine Nummer. Warum wohl? Man ahnt die betäubenden Geschichten, die Tragödien von Armut oder gebrochener Treue, die sich mit diesen textlosen Kreuzen verknüpfen mögen.

Da und dort, Reih auf Reih' ab, sind auch Sprüchlein zu lesen. Sie stehen auf der mittleren Fläche des Kreuzes oder unten am Sockel des Grabsteines. Sie sind nach Form und Inhalt nicht sehr verschieden. Meistens ein Bibelwort: „Glaube, Liebe, Hoffnung“. — „Trennung ist unser Los, Wiedersehen unsere Hoffnung“. — „Die da früh sterben, sterben im Herrn“. — Da gibt es wohl kaum eine neue Orientierung, eine Bereicherung der Texte, denn die Vorstellung von Tod und Vergänglichkeit sind bei der Masse der Menschen religiös bedingt und seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden unverändert geblieben. Wo da etwas formal Neues versucht wird, ist das Resultat nicht immer ein erhebendes. Auf jenem Friedhof lasen wir folgenden Spruch:

„Ueber allen Wolken droben,  
Aller Feindeslist enthoben,  
Allem Erdenleid entzogen,  
Bist du uns voran geflogen.“

Man wird gestehen, daß dieser Text keine besonders glückliche Hand verrät. Es fehlt da die Sinnigkeit, die besetzte Poesie, welche grobe Vorstellungseffekte, wie hier das Fliegen, verschmährt. Ganz in der Nähe des Kreuzleins, das diese Inschrift trug, las man die bekannten, in ihrer Schlichtheit um so ergreifenderen Zeilen:

„Es ist bestimmt in Gottes Rat,  
Daß man vom liebsten, was man hat  
Muß scheiden...“

Indessen trifft man ausnahmsweise wohl auch weniger trauervoll gestimmte Gedichtverse. Es werden einige wenige Fälle genannt, in denen die Züge der Friedhof-Muse selbst einen leichten Schimmer unschuldigen Humors nicht vermischen lassen. So steht auf dem Grab eines Kindes in Norfolk (England) folgender Spruch:

„Wenn der Erzengel bläst und ruft zum Herrn,  
Dem Ewigen, mit der Wage,  
Gib' mancher sein langes Leben gern  
Für meine kurzen Tage.“

Diese Inschrift verrät deutlich die Phantasie eines mehr naiv fabulierenden, denn religiös gerichteten Poeten. Auch andere Dichter haben nicht selten dem Tod eines Kindes gedankenvolle oder stimmungsartige Strophen gewidmet und aus ihren Werken ließe sich wohl eine Anzahl schöner Deutungen und Anregungen zur Ergänzung unserer bisherigen Grabchriftliteratur herauschälen. Mehrfach wird von den Poeten das Motiv des über sein Opfer selbst trauernden Todes verwendet. In einem Gedicht Ben Jonson's heißt es:

„Es ist so still um den verlass'nen Stein,  
Auf den die Träne deiner Wimper fällt,  
Als trau're selbst der Tod der Blüte nach,  
Die er vom Licht in's Schattenreich gestellt.“

Und zeigt uns nicht auch unser Gottfried Keller einen ob seines Werkes nicht triumphierenden, sondern kummervoll brütenden Tod? Sein Gedicht (Bei einer Kindesleiche) ist ein Bekenntnis zu der Unbesiegbarkeit des Lebens, eine wunderbare Vision, die Werden und Vergehen zugleich umfaßt. Bei Keller trauert der Tod nicht, weil er eine schuldlose Blüte brach, sondern weil ihm die Beute unter den Händen entglitt:

„Zu der du wiederkehrst, grüß mir die Quelle,  
Des Lebens Born, doch besser, grüß das Meer,  
Das eine Meer des Lebens, dessen Welle  
Hoch flutet um die dunkle Klippe her,  
Darauf er sitzt, der traurige Geselle,  
Der Tod, verlassen, einsam, tränenschwer,  
Wenn ihm die Seelen, kaum hier eingefangen,  
Laut jubelnd wieder in die See gegangen.“

Es wäre verlockend, den Dichtern in ihren nachdenklichen Betrachtungen des Gegenstandes weiter zu folgen, zumal wenn sie ihn so fein durchleuchten, wie Keller es in seiner Art tut. Sie versöhnen uns mit dem Tode, wenn sie auch in unseren Herzen ein letztes Bedauern nicht zu tilgen vermögen, ein stilles Mitleid mit jenen Reinen, deren Namen kein Kreuz verkündet, deren Leben erloschen ist, wie ein Lichtlein im Wände.

H. Thurow.

## Der Kranz.

Der Kränze Fülle überhing den Sarg,  
Der eines Reichen tote Hülle barg.  
Die Kutschen rollten nach, im Trauerschritt.  
Sie führten Freunde und Verwandte mit,  
Von denen manche eine Trauer logen,  
Wie sie den Lebenden so oft betrogen.  
Der Reiche hatte gut und recht gelebt,  
Nach keinen Idealen je gestrebt.  
Der Götzte Geld war immer sein Altar,  
Er hangte sich, wenn dieser in Gefahr.  
Er zahlte lächelnd seine hohen Steuern  
Und wußte stets den Ausfall zu erneuern.  
So lebte er, genießend Tag um Tag,  
Bis eines Morgens er im Sterben lag.

Der Schwarm der Freunde und der Gut-Bekanntten,  
Das war sein Hoffstaar kriechender Trabanten.  
Die Kreaturen ließen sich verlocken  
Und freuten sich ob den erhaschten Broden,  
Die von des Reichen Tisch und Tasche kamen.  
Wie prahlten sie doch mit des Gönners Namen.  
Doch wenn zusammen saß die falsche Blase,  
Dann rümpften frech und spottend sie die Nase,  
Beschimpften ihn bei allen andern Leuten,  
Bis sie ihm wieder süßen Weihrauch streuten. —  
Die Kutschen rollten, und der Zug der Trauer  
Kam angefahren längs der Friedhofmauer. —  
Die Sonne gleißte und das Grab stand offen.  
Die Worte von dem Glauben und dem Hoffen,  
Vom rechten Wandel und vom frommen Sterben,  
Sie rührten kaum die Freunde und die Erben. —  
Der Pfarrer sprach ein kurzes Schlußgebet. —  
Die schwarzen Kutschen hatten schon gedreht  
Und führten nun das schwagende Geleite  
Zu eines Tagelebens froher Seite. — — —  
Drei Männer schaufelten die Grube zu.  
Der eine höhnte: „So, nun hat er Ruh',  
Der Geldproß, der das Leben voll genuß.  
Ich kenne manchen, den der Kerl verdroß.“  
Darauf der andre: „Nur gemach, gemach.  
Er half doch manchem, dem's an Geld gebracht.  
Und recht ist's wohl, daß auch sein letzter Wille  
Noch vielen helfe.“ — „Schweigt doch von ihm stille.“  
Fiel da der dritte ein. „Bald ist es Zeit  
Zum Mittagessen, und mein Weg ist weit.  
Ist auch dies Loch nicht fertig zugedeckt,  
Was tuts? Die Arbeitsstunden werden brav gestreckt,  
Wir wollen einen guten Taglohn haben,  
Sonst mögen andere hier weiter graben.“ — — —  
Still lag der Friedhof, still das frische Grab,  
Das einem Menschen seine Ruhe gab,  
Doch eine Ruhe war's, die bis zuletzt,  
Ward von der Menschen Haß und Trug zerseht. —

Da, auf dem Riesweg schlürft ein Weib daher,  
Den Rücken krumm, die Schritte müd und schwer.  
Erloschen schier der Augen matter Glanz.  
Zum Grabe trägt sie einen schlichten Kranz  
Von Tannenzweigen, den sie selbst geflochten,  
So gut die dürren Hände es vermochten.  
Es war des Toten alte Wäschefrau.  
In seinem Hause ward sie siech und grau.  
Gar vieles Gute in den langen Jahren  
Ließ sie der Reiche ungewußt erfahren. —

Die Zweige duften auf den braunen Schollen.  
Zum Himmelsblau, dem ewig gleichen, vollen,  
Hebt sich ein Stammeln aus der Alten Munde  
Und weicht des Toten stille Feierstunde.

E. Djer.

## Freunde und Feinde Europas.

Eins hat der Krieg Europa gebracht: Einen unvergleichlich gewachsenen Gesichtskreis der politischen Beziehungen. Man spricht von Ägypten und Indien, wie man vorher vom Eßak oder von Bosnien sprach, man hat das lebendige Gefühl einer ineinander greifenden organischen Welt, die es in jedem Organ spürt, wenn eines von ihnen leidet. Und wenn wir heute von der Verhaftung Gandhis, des indischen Führers, hören, so sind wir ungewußt schon auf die konkreteste Beziehung eingestellt, die wir gegenüber Indien haben müssen, wissen, daß, wenn die Hindus sich des englischen Joches entledigen, in ganz Europa wirtschaftliche Reaktionen dieser Befreiung eintreten, sorgen